

MARK TWAIN
Knallkopf Wilson



Roman
Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Reinhild Böhnke
Nachwort von Manfred Pfister

MANESSE BIBLIOTHEK  DER WELTLITERATUR

Leseprobe

Mark Twain
Knallkopf Wilson
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 19,95 €



Seiten: 320

Erscheinungstermin: 15. März 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Mark Twain als Krimiautor

Mark Twain war Stimme und Herz der amerikanischen Südstaaten. Wie schon in seinen beliebten Romanen um Tom Sawyer und Huckleberry Finn macht er auch in dieser burlesken Kriminalkomödie seine Heimat am Mississippi zum Schauplatz haarsträubender Verwicklungen. Ein unterhaltsamer Fund für Twain-Kenner wie -Neulinge.

Als sich der Jurist David Wilson in Dawson's Landing niederlässt, steht er rasch im Ruf, ein Knallkopf zu sein. Allzu suspekt erscheinen sein schottischer Humor, seine Ostküsten-Provenienz und die Vorliebe für ausgefallene Hobbies: Der kauzige Eigenbrötler sammelt Fingerabdrücke, praktiziert das Handlesen und brütet mit Vorliebe über Alltagsweisheiten für einen nach ihm benannten Almanach. Dabei fällt Wilson nur auf den ersten Blick aus dem Rahmen, tummeln sich in dem gemütlichen Städtchen bei näherer Betrachtung doch noch weitere originelle Gestalten: Roxy, die Sklavin mit der hellen Haut; Sohn Chambers und Ziehsohn Tom, die Roxy als Säuglinge absichtlich vertauscht hat, und die nun nichtsahnend sehr unterschiedliche Lebenswege einschlagen; nicht zu vergessen Angelo und Luigi Capello, die ominösen Zwillinge aus florentinischem Adel. Verwechslung, Rollentausch und Betrug bestimmen den Alltag der Herren und Sklaven in Dawson's Landing, und am Ende geschieht gar ein Mord, bei dessen Aufklärung Knallkopf Wilson die Schlüsselrolle spielt.

Die Mark Twain (1835–1910) eigene, einzigartige Mischung aus witziger Unterhaltung und beißender Kritik – an Standesdünkel und amerikanischem Südstaatenrassismus – zeichnen auch die vorliegende Kriminalgeschichte aus. Diese überrascht als zu Unrecht in Vergessenheit geratenes Werk, das den berühmten Romanen des populären Autors um nichts nachsteht.

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



MARK TWAIN

Knallkopf Wilson

Eine Geschichte

*Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Reinhild Böhnke*

Nachwort von Manfred Pfister

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

DEM LESER INS OHR GERAUNT

Wer sich in juristischen Angelegenheiten nicht auskennt, dem werden allzu leicht Fehler unterlaufen, wenn er eine Gerichtsverhandlung mit der Feder ablichten möchte; daher war ich nicht gewillt, die juristischen Kapitel in diesem Buch in Druck zu geben, ohne sie zuvor einem ausgebildeten Barrister – so heißen die doch? – zur strengen und ausgiebigen Prüfung und Korrektur vorzulegen. Diese Kapitel stimmen jetzt bis ins kleinste Detail, denn sie wurden neu verfasst unter der strengen Aufsicht von William Hicks, der vor fünfunddreißig Jahren in Südwest-Missouri ein Weilchen Jura studiert hat, dann aus gesundheitlichen Gründen hierher nach Florenz gekommen ist und der immer noch für Kost und Logis, auch um nicht aus der Übung zu kommen, in Macaroni Vermicellis Schuppen, dem mit dem Pferdefraß, aushilft, der sich ein Stück weiter oben in dem Seitengässchen befindet, wenn man von der Piazza del Duomo um die Ecke biegt, direkt hinter dem Haus, wo der Stein in die Mauer eingelassen ist, auf dem Dante vor sechshundert Jahren

zu sitzen pflegte, wenn er vorgab, den Bau des Campanile von Giotto zu beobachten, und doch des Zuschauens überdrüssig wurde, sobald Beatrice vorüberkam, in der Absicht, einen handlichen Kanten Kastanienkuchen zu kaufen, ehe sie zur Schule ging, damit sie sich damit im Falle eines Ghibellinen-Aufstandes¹ verteidigen konnte; man verkauft übrigens an derselben alten Bude noch immer den gleichen alten Kuchen, und er ist noch genauso locker und gut wie damals, was keine Schmeichelei ist, ganz im Gegenteil. Hicks' juristische Kenntnisse waren etwas eingerostet, aber er hat sie für das Buch aufpoliert, und die zwei oder drei juristischen Kapitel gehen jetzt klar. Das hat er mir selbst gesagt.

Eigenhändig aufgeschrieben am zweiten Januar 1893 in der Villa Viviani² im Dorf Settignano, drei Meilen hinter Florenz, auf den Hügeln, welche ganz sicher die reizendste Aussicht bieten, die man auf diesem Planeten finden kann, und außerdem die traumhaftesten und hinreißendsten Sonnenuntergänge, die man auf jeglichem Planeten oder sogar in jeglichem Sonnensystem finden kann – und aufgeschrieben zudem in dem großartigsten Raum des Hauses, wo die Büsten der Cerretani-Senatoren und anderer Zelebritäten dieses Geschlechts wohlwollend auf mich – wie früher auf

Dante – niederblicken und mich stumm bitten, sie in meine Familie aufzunehmen, was ich mit Vergnügen tue, denn meine ältesten Ahnen sind nur frisch geschlüpfte Küken verglichen mit diesen imposanten Herrschaften in der Toga, und sie werden eine enorme und befriedigende Aufwertung für mich bedeuten, jene sechshundert Jahre.

Mark Twain

KAPITEL I

Es gibt keinen Charakter, mag er noch so gut und edel sein, der nicht durch Spötteleien, mögen sie noch so armselig und geistlos sein, verleumdet werden kann. Man betrachte zum Beispiel den Esel: Sein Charakter ist beinahe tadellos, seine Intelligenz ist der aller anderen niederen Tiere überlegen, doch sieht, was Spötteleien aus ihm gemacht haben. Statt dass wir uns geschmeichelt fühlen, wenn man uns einen Esel nennt, kommen uns Bedenken.

Knallkopf Wilsons Kalender

Man kann die Wahrheit sagen oder bluffen,
aber man muss den Stich machen.

Knallkopf Wilsons Kalender

Das Städtchen Dawson's Landing, der Schauplatz der berichteten Ereignisse, liegt auf der Missouri-Seite des Mississippi, von St. Louis eine halbe Tagesreise mit dem Dampfer nach Süden.

Im Jahre 1830 war es eine schicke kleine Ansammlung von bescheidenen ein- und zweistöckigen Holzhäusern, deren getünchte Wände hinter dem Rankengewirr von Kletterrosen, Geißblatt und Purpurwinde fast verschwanden. Jedes dieser

hübschen Heime besaß einen Vorgarten, begrenzt von einem weißgestrichenen Lattenzaun, in dem Malven, Ringelblumen, Springkraut, Amarant und andere altmodische Blumen üppig blühten, während auf den Fensterbrettern Holzkästen mit Moosrosen standen und Töpfe, in denen Geranien mit ihrer kräftig roten Blütenfülle das vorherrschende Blassrot der rosenbedeckten Hausfront wie mit einer auflodernden Flamme belebten. Wenn auf den Fensterbrettern vor den Blumentöpfen und -kästen noch Platz für eine Katze blieb, so war die Katze – bei sonnigem Wetter – da, der Länge nach ausgestreckt in wohligem Schlummer, hatte den pelzigen Bauch der Sonne entgegen gereckt und eine gebogene Pfote über der Nase. Dann war es das vollkommene Heim, und sein Behagen und sein Frieden wurden der Welt durch dieses Symbol, dessen Zeugnis untrüglich ist, kundgetan. Ein Heim ohne Katze – und zwar eine wohlgenährte, gutgepflegte und ordentlich verwöhnte Katze – mag zwar auch vollkommen sein, doch wo ist der Beweis?

Am Rand der gepflasterten Gehsteige säumten Robinien, deren Stämme durch Holzkästen geschützt waren, die Straßen. Diese Bäume spendeten im Sommer Schatten und im Frühling, wenn die Blüentrauben hervorkamen, süßen Duft. Die

Hauptstraße, die einen Häuserblock vom Fluss entfernt lag und parallel zu ihm verlief, war die einzige Geschäftsstraße. Sie war sechs Häuserblocks lang, und in jedem Block überragten zwei oder drei massive dreistöckige Geschäfte ein Grüppchen kleiner, aus Holz gebauter Läden. Die ganze Straße entlang knarrten im Wind schaukelnde Aushängeschilder. Die bonbonbunt geringelte Stange, die entlang der von Palästen gesäumten Kanäle Venedigs auf stolzen alten Adel verweist, verwies auf der Hauptstraße von Dawson's Landing nur auf den bescheidenen Friseursalon. An einer wichtigen Kreuzung stand ein hoher unbemalter Pfahl, der von oben bis unten mit Töpfen, Pfannen und Tassen aus Blech behängt war, die (bei windigem Wetter) lärmende Botschaft des Blechwarenhändlers an alle, dass sein Laden an jener Ecke auf Kundschaft wartete.

Die klaren Wasser des großen Stroms bespülten die Uferseite des Ortes, dessen Häuser sich einen sanften Hang hinaufzogen und am hinteren Ortsaum zerstreuten. Die letzten vereinzelt Gebäude lagen am Fuß der hoch emporragenden Berge, die bis zum Gipfel dicht bewaldet waren und die Stadt im Halbkreis umgaben.

Dampfschiffe fuhren etwa stündlich stromauf und stromab. Die Schiffe der kleinen Cairo- und

der kleinen Memphis-Linie legten regelmäßig an; die mächtigen Orleans-Dampfer legten nur an, wenn sie herbeigerufen wurden oder um Passagiere an Land zu setzen und Fracht zu entladen, und das traf auch auf die große Flottille der durchfahrenden Dampfer zu. Diese kamen aus einem Dutzend Nebenflüssen – aus dem Illinois, dem Missouri, dem Oberen Mississippi, dem Ohio, dem Monongahela, dem Tennessee, dem Red River, dem White River und wie sie alle heißen. Sie fuhren nach den verschiedensten Orten, von den frostigen St.-Anthony-Fällen durch neun Klimagebiete hinunter bis ins heiße New Orleans, und waren mit allen lebensnotwendigen Waren und Luxusgütern beladen, die sich Mississippi-Anlieger nur wünschen konnten.

Dawson's Landing war eine Sklavenhalterstadt, mit einem reichen, von Sklaven bewirtschafteten Getreideanbau- und Schweinezuchtgebiet im Hinterland. Dieses verschlafene, gemütliche und zufriedene Städtchen war fünfzig Jahre alt und wuchs langsam – wirklich äußerst langsam, aber es wuchs immerhin.

Der wichtigste Bürger war York Leicester Driscoll, an die vierzig Jahre alt, Richter am Kreisgericht und sehr stolz auf seine virginischen Vorfahren.³ Mit seiner Gastfreundschaft und seiner

ziemlich steifen und würdevollen Art pflegte er die Traditionen des alten Virginia. Er war gut, gerecht und großzügig und trachtete einzig danach, ein Gentleman zu sein – ein Gentleman ohne Fehl und Tadel. Das war seine Religion, der er immer treu ergeben war. Er wurde von der ganzen Gemeinde geachtet, geehrt und geliebt. Von Haus aus vermögend, vermehrte er mit der Zeit seinen Besitz noch. Er und seine Frau waren fast glücklich, aber doch nicht ganz, denn sie hatten keine Kinder. Die Sehnsucht nach einem solchen Schatz war mit den entschwindenden Jahren immer stärker geworden, doch der Segen stellte sich nicht ein – und blieb ihnen für immer versagt.

Bei diesem Paar lebte noch Mrs Rachel Pratt, die verwitwete Schwester des Richters, gleichfalls kinderlos – kinderlos und darüber betrübt und untröstlich. Die Frauen waren brave und durchschnittliche Zeitgenossinnen; sie taten ihre Pflicht und wurden durch ein reines Gewissen und die gute Meinung der Gemeinde belohnt. Sie waren Presbyterianerinnen, der Richter aber war Freidenker.

Mit Pembroke Howard, Rechtsanwalt und Junggeselle, ungefähr vierzig Jahre alt, gab es einen zweiten altvirginischen Granden, der erwiesenermaßen von den «ersten Familien» abstamm-

te. Dieser feine, wackere und stattliche Mann war ein Gentleman nach den strengsten virginischen Maßstäben, ein glühender Presbyterianer, eine Autorität in Fragen des Ehrenkodex und stets in aller Höflichkeit bereit, falls irgendetwas an seinen Taten oder Worten zweifelhaft oder verdächtig erschienen war, sich einer Forderung zu stellen und Genugtuung mit jeder Waffe zu leisten, der man den Vorzug geben mochte, von der Schusterahle bis zur Kanone. Er war bei den Leuten sehr beliebt und der beste Freund des Richters.

Dann gab es da auch noch den Colonel Cecil Burleigh Essex, einen weiteren formidablen Abkömmling der «EFV»⁴; doch mit ihm haben wir nichts zu schaffen.

Percy Northumberland Driscoll, ein fünf Jahre jüngerer Bruder des Richters, war verheiratet und hatte Kinder am heimischen Herd gehabt; doch sie wurden nacheinander von den Masern, vom Krupp und vom Scharlach befallen, und so kam der Doktor mit seinen vorsintflutlichen Methoden zum Zug; daher waren die Wiegen nun wieder leer. Er war ein wohlhabender Mann mit einer glücklichen Hand für Spekulationen, und sein Vermögen mehrte sich. Am 1. Februar 1830 wurden in seinem Haus zwei Knaben geboren: der eine ihm und der andere einer seiner Sklavinnen,

der zwanzigjährigen Roxana. Sie war noch am selben Tage wieder auf den Beinen und hatte alle Hände voll zu tun, denn sie versorgte beide Neugeborenen.

Mrs Percy Driscoll starb, ehe noch die Woche um war, und Roxy hatte sich weiterhin um die Kleinen zu kümmern. Sie tat das nach ihren Vorstellungen, denn Mr Driscoll versenkte sich bald erneut in seine Geschäftsangelegenheiten und ließ ihr bei der Betreuung der Kinder freie Hand.

Im selben Monat Februar gewann Dawson's Landing einen neuen Bürger, und zwar David Wilson, einen jungen Mann von schottischer Abstammung. Um sein Glück zu machen, war er aus seinem Geburtsort im Herzen des Staates New York bis in diese abgelegene Gegend gezogen. Mit seinen fünfundzwanzig Jahren hatte er das College hinter sich und vor ein paar Jahren an einer Ausbildungsstätte Neuenglands ein Jurastudium absolviert.

Nicht gerade hübsch, sommersprossig und rotblond, hatte der junge Mann doch gescheite blaue Augen, die Offenheit und Kameradschaft verhießen und verschmitzt zwinkern konnten. Wenn nicht eine unglückliche Bemerkung seinerseits gefallen wäre, hätte er zweifellos sofort eine erfolgreiche Karriere in Dawson's Landing begonnen.

Doch er machte seine fatale Bemerkung gleich am ersten Tag, den er in der Stadt verbrachte, und sie «knebelte» ihn. Er hatte sich gerade mit mehreren Bürgern bekannt gemacht, als ein unsichtbarer Hund zu jaulen, knurren und heulen begann und sich äußerst unliebsam aufführte, worauf der junge Wilson, ganz wie einer, der laut denkt, äußerte: «Ich wollte, mir gehörte der halbe Hund!»

«Warum?», fragte jemand.

«Dann würde ich meine Hälfte umbringen.»

Die Leute musterten neugierig, ja besorgt sein Gesicht, doch sie fanden dort keinen Aufschluss, keinen Ausdruck, den sie sich deuten konnten. Sie wichen vor ihm wie vor etwas Unheimlichem zurück und traten beiseite, um ihn durchzuhecheln. Einer meinte: «Scheint nicht ganz richtig im Kopf zu sein.»

«Scheint?», sagte ein anderer. «Na, und ob der nicht ganz richtig ist.»

«Sagt der doch, er wollte, ihm gehöre der halbe Hund, der Idiot», äußerte ein Dritter. «Was der wohl gedacht hat, was aus der anderen Hälfte wird, wenn er seine Hälfte umbringt? Meint ihr, er hat geglaubt, sie bleibt am Leben?»

«Muss wohl so sein, wenn er nicht wirklich der größte Blödmann ist, den's gibt; denn hätte er's nicht geglaubt, würde er sich den ganzen Hund

gewünscht haben, weil er ja weiß: Wenn er seine Hälfte umbringt und die andere Hälfte krepirt, dann ist es grad so gut, als hätte er die auch umgebracht. Seht ihr die Sache nicht auch so, Leute?»

«Jawohl. Angenommen, ihm gehört eine Hälfte des gesamten Hundes, dann ist das so; angenommen, ihm gehört das Vorderteil des Hundes und einem anderen das Hinterteil, dann wäre das trotzdem so; besonders im ersten Fall, denn wenn man eine Hälfte eines gesamten Hundes umbringt, könnte kein Mensch sagen, wessen Hälfte das gewesen ist, aber wenn ihm das Hinterteil des Hundes gehörte, vielleicht könnte er dann das Hinterteil umbringen und ...»

«Nein, das geht auch nicht; könnte er nicht, ohne dafür verantwortlich zu sein, wenn dann das Vorderteil krepirt, und das würde es. Meiner Meinung nach ist bei dem eine Schraube locker.»

«Und meiner Meinung nach sind bei dem alle Schrauben locker.»

Nr. 3 sagte: «Er ist jedenfalls ein Schafskopf.»

«Tatsache», bestätigte Nr. 4, «er ist ein Trottel – ein Obertrottel, so viel steht fest.»

«Ja, Mann, er ist ein Vollidiot, so schätze ich ihn ein», äußerte Nr. 5. «Wer will, kann anderer Meinung sein, doch das ist meine Auffassung.»

«Ich schließe mich Ihnen an, meine Herren», versicherte Nr. 6. «Ein ausgemachter Esel – ja, und es wäre nicht übertrieben, ihn einen Knallkopf zu nennen. Wenn der kein Knallkopf ist, dann weiß ich nicht, wer.»

So hatte denn Mr Wilson seinen Titel weg. Der Vorfall wurde in der ganzen Stadt herum erzählt und von jedermann ernsthaft diskutiert. Innerhalb einer Woche hatte Wilson keinen Vornamen mehr; «Knallkopf» ersetzte ihn. Mit der Zeit erwarb er sich Achtung und auch Sympathie; aber da hatte sich der Spitzname schon zu fest eingebürgert, und er blieb an ihm haften. Jenes am ersten Tag gefällte Urteil stempelte ihn zum Narren, und er vermochte es nicht außer Kraft zu setzen oder auch nur zu mildern: Der Spitzname war schon bald mit keinem feindseligen oder unfreundlichen Gefühl mehr verbunden, doch er blieb ihm und sollte ihn zwanzig lange Jahre begleiten.

KAPITEL 2

Adam war auch nur ein Mensch – das erklärt alles. Ihn gelüstete nicht nach dem Apfel an und für sich; es gelüstete ihn nur nach dem Verbotenen. Der eigentliche Fehler war, den Apfel und nicht die Schlange zu verbieten; sonst hätte er nämlich die Schlange verspeist.

Knallkopf Wilsons Kalender

Bei seiner Ankunft besaß Knallkopf Wilson etwas Geld, und damit kaufte er am äußersten westlichen Stadtrand ein Häuschen. Zwischen diesem und Richter Driscolls Haus war nur ein Stück Rasen, und ein Lattenzaun teilte die Grundstücke in zwei Hälften. Er mietete unten im Städtchen ein kleines Büro und hängte ein Blechschild mit folgender Aufschrift nach draußen:

DAVID WILSON

Rechtsanwalt und Notar

Gutachten, Eigentumsübertragungen usw.

Doch seine fatale Bemerkung hatte seine Berufsaussichten zunichtegemacht – zumindest als Ad-

vokat. Es kamen keine Klienten. So nahm er denn nach einiger Zeit sein Schild wieder ab und hängte es an seinem eigenen Haus auf, nachdem er die juristischen Begriffe darauf getilgt hatte. Nunmehr bot er seine bescheideneren Dienste als Landvermesser und Wirtschaftsprüfer an. Hin und wieder erhielt er einen Vermessungsauftrag, und hin und wieder beauftragte ihn ein Kaufmann damit, seine Geschäftsbücher in Ordnung zu bringen. Mit schottischer Ausdauer und Beherztheit beschloss er, seinen Leumund zum Positiven zu wandeln und sich trotz allem seinen Weg zu einer Anwaltspraxis zu bahnen. Armer Kerl, er konnte ja nicht ahnen, dass es ihn eine so ermüdend lange Zeit kosten würde.

Mit freier Zeit war er überreichlich versehen, aber sie wurde ihm nie zu lang, weil er sich für alles Neue, was das Universum der Ideen hervorbrachte, interessierte, es studierte und entsprechende Versuche in seinem Haus anstellte. Eins seiner liebsten Hobbys war die Chiromantie, die Kunst des Handlesens. Für ein anderes Steckpferd hatte er keinen Namen und wollte auch keinem erklären, was der Zweck des Ganzen wäre, sondern äußerte nur, es sei ein Zeitvertreib. Er hatte nämlich herausgefunden, dass seine Hobbys seinen Ruf als Knallkopf festigten; deshalb hütete

er sich mit der Zeit, allzu viel über sie verlauten zu lassen. Das Steckenpferd ohne Namen beschäftigte sich mit den Fingerabdrücken der Leute.⁵ In der Manteltasche hatte er ein flaches Kistchen mit Rillen, worin fünf Inch lange und drei Inch breite⁶ Glasplättchen steckten. Auf jedem der Plättchen war unten ein Streifen weißes Papier aufgeklebt. Er bat die Leute, sich mit den Händen durchs Haar zu fahren (damit sich auf diese Art eine dünne natürliche Fettschicht auf den Fingern bildete) und dann auf ein Glasplättchen einen Daumenabdruck zu setzen, gefolgt von den Abdrücken der anderen Fingerbeeren. Unter diese Serie schwacher Fettabdrücke machte er anschließend eine entsprechende Notiz auf den weißen Papierstreifen:

«JOHN SMITH, *rechte Hand*»,

und fügte das Datum hinzu, und dann nahm er die Abdrücke von Smiths linker Hand auf ein anderes Glasplättchen ab und fügte Namen, Datum und die Worte «linke Hand» hinzu. Die Plättchen wurden nun in das Kistchen zurückgesteckt und erhielten ihren Platz in der Sammlung, die Wilson seine «Kartei» nannte.

Er blätterte oft in seiner Kartei, sah die Abdrücke prüfend durch und erforschte sie ganz gebannt

bis spät in die Nacht hinein; aber was er dabei entdeckte, falls er etwas entdeckte, das offenbarte er keinem. Manchmal übertrug er das komplizierte und zarte Muster, das eine Fingerbeere hinterlassen hatte, aufs Papier und vergrößerte es dann um Vielfache mit Hilfe eines Pantographen⁷, damit er das Kurvengewirr besser studieren konnte.

Eines drückend heißen Nachmittags – es war der 1. Juli 1830 – saß Wilson in seinem Arbeitszimmer, dessen Fenster nach Westen auf einen Streifen unbebauter Grundstücke blickte, über einigen chaotischen Geschäftsbüchern, als ihn eine Unterhaltung draußen störte. Sie wurde schreiend geführt, was verriet, dass die Leute, die sie führten, nicht beisammenstanden.

«He, Roxy, wie geht's dei'm Kleinen?» Das war die entferntere Stimme.

«Prima – und wie geht's dir, Jasper?» Diese geschriene Frage kam aus der Nähe.

«Och, geht so; kann mich nich beklagen. Ich komm dir bald mal schöne Augen machen, Roxy.»

«Sieht dir ähnlich, du Schlammteufel du! Hahaha! Hab was Bessres vor, als mich mit Niggern, so schwarz wie du einer bist, abzugeben. Der alten Miss Cooper ihre Nancy hat dich wohl abserviert?» Roxy ließ auf diesen Ausfall noch eine Salve ungezwungenen Gelächters folgen.

«Bist eifersüchtig, Roxy; so steht's also mit dir, du Luder – hahaha! Jetzt hab ich dich erwischt!

«Na klar, du hast mich erwischt, was? Meine Güte, Jasper, du platzst ganz sicher noch mal vor Einbildung. Wenn du mir gehörn tätst, würd ich dich den Fluss runter in 'n Süden verkaufen, denn du übertreibst's wirklich. Sobald ich dein Master treff, sag ich ihm das.»

Das müßige und absichtslose Geplapper spann sich fort und fort, wobei beide Parteien ihren Spaß an dem freundschaftlichen Duell hatten und jede zufrieden war mit ihrem Anteil an dem witzigen Wortgefecht – denn für witzig hielten sie es.

Wilson trat ans Fenster, um die Duellanten zu beobachten; während ihres fortwährenden Geschnatters konnte er sowieso nicht arbeiten. Drüben auf dem freien Platz saß Jasper, jung, kohlschwarz und prächtig gebaut, in der glühenden Sonne auf einer Schubkarre – er sollte vermutlich arbeiten, doch er bereitete sich erst einmal darauf vor, indem er sich ein Stündchen ausruhte, ehe er anfing. Vor Wilsons Veranda stand Roxy mit einem selbstgebastelten Kinderwagen, in dem ihre zwei Schützlinge einander gegenüber saßen – jeder an einem Ende. Aus Roxys Sprechweise hätte ein Fremder geschlossen, sie müsse schwarz sein, sie war es aber nicht. Sie hatte nur ein Sechzehntel

Negerblut, und dieses Sechzehntel machte sich nicht bemerkbar. Ihre Figur und Statur waren majestätisch; ihre Haltung war eindrucksvoll, und ihre Gebärden und Bewegungen zeichneten sich durch eine vornehme und würdige Anmut aus. Ihr Teint war sehr hell, und in den Wangen glühte rosig robuste Gesundheit, ihre Züge waren charakter- und ausdrucksvoll, ihre braunen Augen glänzten. Ihr dichtes, feines weiches Haar war ebenfalls braun, aber das sah man nicht, weil sie es unter einem buntkarierten, um den Kopf geschlungenen Tuch versteckt hatte. Ihr Gesicht war ebenmäßig, klug und hübsch – sogar schön. Sie benahm sich ungezwungen und freimütig – wenn sie mit ihrer Rasse verkehrte – und legte eine ausgelassene und kecke Art an den Tag; aber natürlich war sie im Beisein Weißer recht bescheiden und unterwürfig.

Eigentlich war Roxy so weiß, wie man nur sein konnte, aber ihr eines Sechzehntel Negerblut überwog die anderen fünfzehn Teile und machte sie zur Negerin. Sie war Sklavin und als solche verkäuflich. Ihr Kind war sogar zu einunddreißig Teilen weiß, und doch war es ebenfalls Sklave und durch eine willkürliche Festlegung des Gesetzes und Brauches Neger. Es hatte blaue Augen und flachsblonde Locken wie sein weißer Altersgenosse; doch sogar der Vater des weißen Knaben –

sowenig Umgang er auch mit den Kindern hatte – konnte sie unterscheiden, und zwar an ihrer Kleidung: Denn das weiße Baby trug ein weiches Musselinkleidchen mit Rüschen und eine Korallenkette, während das andere nur ein kaum knielanges häfenes Hemd und keinen Schmuck trug.

Das weiße Kind hieß Thomas à Becket Driscoll⁸; das andere hieß Valet de Chambre⁹, ohne Familiennamen – dieses Vorrecht hatten Sklaven nicht. Roxana hatte den Ausdruck irgendwo aufgeschnappt; der Klang hatte ihrem Ohr behagt, und da sie annahm, es sei ein Name, hatte sie ihn ihrem Liebling verpasst. Natürlich wurde er bald zu «Chambers» verkürzt.

Wilson kannte Roxy vom Sehen, und als das witzige Duell allmählich verebbte, trat er vors Haus, um Material für sein Archiv zu sammeln. Jasper machte sich sofort mit Volldampf an die Arbeit, als er sah, dass sein Bummeln nicht unbeobachtet blieb. Wilson betrachtete die Kinder und fragte: «Wie alt sind sie denn, Roxy?»

«Sin' beide gleich alt, Sir – fünf Monate. Am ersten Februar geboren.»

«Hübsche Bürschchen. Einer so hübsch wie der andere.»

Roxy lachte erfreut und zeigte ihre weißen Zähne. Sie sagte: «Gott schütz Sie, Mister Wilson,

schrecklich nett von Ihnen, das zu sagen, weil das eine nur 'n Nigger is. 'n Prachtkerl von 'nem kleinen Nigger, sag ich immer, aber das is natürlich, weil er meiner is.»

«Wie kannst du sie denn unterscheiden, Roxy, wenn sie nichts anhaben?»

Roxy ließ ein Lachen ertönen, das ihrer Statur angemessen war, und sagte: «Oh, *ich* kann se unterscheiden, Mister Wilson, aber ich wette, Master Percy könnt's beileibe nich.»

Wilson plauderte noch ein Weilchen so fort und ließ sich dann für seine Sammlung Roxys Fingerabdrücke auf zwei seiner Glasplättchen geben – von der rechten und der linken Hand; darauf versah er sie mit Namen und Datum, nahm die Abdrücke von den beiden Kindern und versah auch sie mit Namen und Datum.

Nach zwei Monaten, am 3. September, nahm er die Fingerabdrücke von diesem Trio erneut ab. Er sammelte sie gern serienweise, machte zwei oder drei «Abnahmen» in gewissen Abständen während der Kindheit und ließ darauf weitere in Abständen von etlichen Jahren folgen.

Anderntags – das heißt am 4. September – geschah etwas, was Roxana tief beeindruckte. Mr Driscoll vermisste wieder einen kleinen Geldbetrag – womit angedeutet werden soll, dass das

nichts Neues, sondern schon früher vorgekommen war. Es war in Wahrheit schon dreimal vorgekommen. Driscoll war mit seiner Geduld am Ende. Er war ein Mann, der ziemlich human mit Sklaven und anderen Tieren umging; er war sogar außerordentlich nachsichtig den Verfehlungen seiner eigenen Rasse gegenüber. Diebstahl konnte er jedoch nicht ertragen, und offensichtlich war ein Dieb in seinem Haus. Folglich musste einer seiner Neger der Dieb sein. Da galt es, energische Maßnahmen zu ergreifen. Er ließ seine Diener vor sich erscheinen. Es waren drei außer Roxy: ein Mann, eine Frau und ein zwölfjähriger Junge. Sie waren nicht miteinander verwandt.

Mr Driscoll sagte: «Ihr seid alle schon einmal verwarnt worden. Es hat nichts gefruchtet. Diesmal will ich euch eine Lektion erteilen. Ich werde den Dieb verkaufen. Wer von euch ist der Schuldige?»

Sie schauderten alle bei dieser Drohung, denn hier im Haus ging es ihnen recht gut, und eine Veränderung bedeutete aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine Verschlechterung. Leugnen auf der ganzen Linie. Niemand hatte etwas gestohlen – jedenfalls kein Geld –, vielleicht ein bisschen Zucker oder Kuchen oder Honig oder etwas dergleichen, was «Master Percy nicht verübeln oder

vermissen würde», aber kein Geld – nicht einen Cent. Sie protestierten beredt, doch Mr Driscoll ließ sich nicht erweichen. Er erwiderte jedes Mal streng: «Nennt den Dieb!»

In Wahrheit waren sie alle schuldig außer Roxana; sie vermutete das, doch sie wusste es nicht mit Gewissheit. Der Gedanke, wie nahe sie selbst einem Sündenfall gewesen war, entsetzte sie; sie war vor vierzehn Tagen gerade noch zur rechten Zeit durch eine Erweckungsversammlung in der Methodistenkirche der Farbigen davor bewahrt worden. Zu diesem Anlass nämlich hatte sie «sich bekehrt». Gerade am Tag nach jenem gnadenvollen Ereignis, als ihr Sinneswandel für sie noch frisch und sie noch stolz auf ihren geläuterten Zustand war, hatte ihr Herr ein paar Dollars offen auf seinem Schreibtisch liegenlassen, und sie war zufällig beim Staubwischen auf diese Versuchung gestoßen. Sie betrachtete das Geld eine Weile lang mit ständig wachsendem Bedauern, dann brach es aus ihr heraus: «Verfluchte Erweckung, wär se nur erst morgen gewesen!»

Dann bedeckte sie die Versuchung mit einem Buch, und ein anderes Mitglied der Küchenbande erlag ihr. Dieses Opfer brachte sie der religiösen Etikette; es war momentan notwendig, doch sollte keinesfalls ein Präzedenzfall daraus werden;

nein, ein oder zwei Wochen Zeit würden ihre Frömmigkeit etwas lockern, dann wäre sie wieder vernünftig, und die nächsten beiden Dollars, die einsam und verlassen dalägen, würden einen Tröster finden – und sie wusste, wer das sein würde.

War sie schlecht? War sie schlechter als der Durchschnitt ihrer Rasse? Nein. Die Schwarzen hatten eine ungünstige Ausgangsposition im Daseinskampf, und sie hielten es daher nicht für sündhaft, eine Schwäche des Gegners auszunutzen – in bescheidenem Maße; stets nur in bescheidenem Maße, nie darüber hinaus. Sie klauten Vorräte aus der Speisekammer, sooft sie die Gelegenheit dazu hatten; oder sie stibitzten einen Messingfingerhut, eine Wachsplatte, Schmirgeltüten zum Polieren von Nähnadeln, ein Nadelheft, einen silbernen Löffel, einen Dollarschein, kleinere Kleidungsstücke oder einen anderen Artikel von geringem Wert. Und es lag ihnen so fern, solche Beutezüge als Sünde zu betrachten, dass sie mit ihrem Diebesgut in der Tasche in die Kirche gingen und, so laut sie nur konnten, sangen und beteten. Eine Räucherammer musste man gut verschließen, denn selbst der farbige Pastor konnte einem Schinken nicht widerstehen, wenn die Vorsehung ihm im Traum oder anderweitig verkündete, wo ein solcher einsam hing und sich nach einer lie-

benden Seele sehnte. Doch selbst wenn der Pastor hundert Schinken vor sich hängen sähe, würde er keine *zwei* nehmen – jedenfalls nicht in derselben Nacht. In frostigen Nächten pflegte der tierliebende schwarze Strauchdieb das eine Ende eines Bretts anzuwärmen und es unter die kalten Krallen eines auf einem Baum nächtigenden Huhns zu halten; eine schlaftrunkene Henne trat dann mit dankbarem Glucksen auf das behagliche Brett, der Strauchdieb verstaute sie in seinem Sack, später in seinem Magen und war sich absolut sicher, dass dieses wenige, was er dem Mann wegnahm, der ihn täglich eines unschätzbaren Gutes – seiner Freiheit – beraubte, keine Sünde war, die Gott ihm am Jüngsten Tag aufrechnen würde.

«Nennt den Dieb!»

Das vierte Mal hatte es Mr Driscoll gesagt und immer im gleichen schroffen Ton.

Und nun ergänzte er sie um diese schrecklichen Worte: «Ich gebe euch noch eine Minute.» Er zog seine Uhr hervor. «Wenn ihr nach Ablauf dieser Minute nicht gestanden habt, werde ich euch alle vier nicht einfach nur verkaufen, sondern – ich werde euch überdies *flussabwärts in den Süden* verkaufen!»

Das entsprach einer Verdammung in die Hölle! Kein Schwarzer aus Missouri hegte Zweifel daran.

Roxy schwankte, und jede Farbe wich aus ihrem Gesicht; die anderen fielen auf die Knie, als hätte man sie erschossen; Tränen stürzten ihnen aus den Augen, ihre flehenden Hände fuhren nach oben, und im Nu hatte er drei Antworten: «Ich war's!»

«Ich war's!»

«Ich war's! – Gnade, Master. Herrgott, erbarm dich über uns arme Nigger!»

«Sehr gut», sagte der Herr und steckte die Uhr wieder ein, «ich werde euch *hier* verkaufen, obwohl ihr es nicht verdient. Man sollte euch in den Sünden verkaufen.»

Die Missetäter warfen sich in überschwenglicher Dankbarkeit zu Boden, küssten ihm die Füße und versicherten, sie würden seine Güte nie vergessen und Zeit ihres Lebens für ihn beten. Es war ihnen ernst damit, denn wie ein Gott hatte er seine mächtige Hand ausgestreckt und die Pforten der Hölle vor ihnen verschlossen. Er wusste selbst, dass er edel und barmherzig gehandelt hatte, und war insgeheim mit seiner Großmut höchst zufrieden. Am Abend hielt er das Ereignis in seinem Tagebuch fest, damit es sein Sohn in späteren Jahren lesen könne und sich dadurch selbst zu menschenfreundlichen und humanen Taten beflügeln ließe.

KAPITEL 3

Wer lange genug gelebt hat, um das Leben wahrhaft kennenzulernen, weiß, wie sehr wir Adam, dem ersten großen Wohltäter unserer Rasse, zu Dank verpflichtet sind.

Er brachte den Tod in die Welt.

Knallkopf Wilsons Kalender

Percy Driscoll schlief in der Nacht, nachdem er seine Haussklaven vor einem Verkauf in den Süden bewahrt hatte, gut, doch Roxy konnte kein Auge zutun. Eine tiefe Furcht hatte von ihr Besitz ergriffen. Ihr Kind konnte heranwachsen und in den Süden verkauft werden! Der Gedanke machte sie wahnsinnig. Selbst wenn sie einschlummerte und auf kurze Zeit alles um sich her vergaß, sprang sie schon im nächsten Augenblick wieder auf und stürzte zur Wiege ihres Kindes, um sich zu überzeugen, dass es noch da war. Dann drückte sie es ans Herz und überschüttete es wie rasend mit ihrer Liebe in Form von Küssen, Seufzern und Tränen. Dabei rief sie aus: «Das solln se nich machen, oh, das dürfen se nich ...! Eher bringt dich deine arme Mammy um!»

Als sie ihr Kind wieder einmal in die Wiege zurücklegte, bewegte sich das andere im Schlaf und zog Roxys Aufmerksamkeit auf sich. Sie beugte sich eine lange Zeit darüber und sprach bei sich: «Was hat 'n mein armes Baby getan, dass es nicht so 'n Glück habn kann wie du? Rein gar nichts hat's getan. Gott hat's gut mit dir gemeint; warum hat er's nicht auch gut mit ihm gemeint? *Dich* könnse nicht in 'n Süden verkaufen. Ich hass dein Papa; er hat kein Herz nicht – jedenfalls nicht für Nigger. Ich hass ihn, und ich könnt 'n umbringen!» Sie hielt einen Moment inne und dachte nach; dann brach sie erneut in heftiges Schluchzen aus und sagte, sich abwendend: «Oh, ich muss mein Kleines umbringen, 's gibt kein andern Weg – wenn ich *den* umbring, würd das dem Kind nichts nützen, sie könnten's trotzdem den Fluss runter in 'n Süden verkaufen. Ach, ich muss es tun, Schatz, um dich zu retten», und sie drückte ihr Kind an die Brust und erstickte es fast mit Zärtlichkeiten, «Mammy muss dich umbringen – wie *kann* ich 'n das? Aber deine Mammy lässt dich nicht im Stich – nein, nein; *da*, nicht weinen – sie geht *mit*, sie bringt sich auch um. Komm, mein Schatz, komm mit Mammy; wir springen in 'n Fluss, dann is der ganze Kummer dieser Welt vorbei – da *drübn* verkaufen se arme Nigger nicht in 'n Süden.»

Sie strebte der Tür zu und summt dem Kind zur Beschwichtigung etwas vor, blieb auf halbem Weg aber plötzlich stehen. Ihr Blick war auf ihr neues Sonntagskleid gefallen – ein billiges Fähnchen aus Gardinenstoff, mit phantastischen Ornamenten in grelllodernden Farben. Sie musterte es wehmütig und sehnsuchtsvoll.

«Ich hab das noch nie angehabt», sagte sie, «und 's is doch so wunderhübsch.» Dann nickte sie als Antwort auf eine erfreuliche Idee beifällig und meinte: «Nee, ich werd mich nich rausfischen lassen und alle schau mich an und ich hab den ollen Fetzen hier an.»

Sie setzte das Kind ab und kleidete sich um. Dann blickte sie in den Spiegel und war über ihre Schönheit erstaunt. Nun beschloss sie, ihrer Sterbetracht den letzten Pfiff zu geben. Den aus Tüchern geknüpften Turban nahm sie ab und frisierte die glänzende Fülle ihres Haares «wie die weißen Leute»; sie schmückte sie mit ein paar ziemlich grässlichen Bändern und einem Zweig scheußlicher Kunstblumen; schließlich warf sie sich noch ein flaumiges Ding um die Schultern, das man dazumal «Wolkentuch» nannte und das eine feuerrote Färbung aufwies. Dann war sie fertig für ihr feuchtes Grab.

Wieder nahm sie ihr Kind auf den Arm; doch

